

Entspannt, *doch exakt*

Zum Tode des Dirigenten **Mariss Jansons**.
Eine Erinnerung in zehn charakteristischen Einspielungen.

Von Manuel Brug

Man konnte es überall lesen: Mariss Jansons war ein bescheidener, auch bescheiden auftretender Diener der Komponisten. Mit einem überschaubaren Repertoire. Und trotzdem: Wenn er spielte, dann schien die Sonne über die Musik, dann strahlten die Noten, klang selbst scheinbar Abgespieltes intensiv, frisch und glanzvoll. Sogar eigentlich abgebrühtes Branchenpersonal saß erwartungsfroh in beinahe jedem seiner Konzerte.

Was also war das künstlerische Geheimnis des lettischen Maestros, der am 30. November 2019 im Alter von 76 Jahren den langen Kampf gegen seine tückische Herzkrankheit verloren hat? Der einer der meistgefragten, sich dennoch rarmachenden Dirigenten des globalen Klassikbetriebs war? Eigentlich keines. Nur ein ganz simples Arbeitsethos – und der unablässige Wille, besser zu sein. Dabei offenbarte sich ihm so manches Geheimnis des Notentextes. Ungezwungen, schein-

bar natürlich, als Ergebnis großer Anstrengung freilich.

Auch wenn Mariss Jansons bis zuletzt damit kokettierte, auch ihm sei Musik ein Mysterium – er kam diesem oft sehr viel näher als viele andere. Er war kein Intellektueller. Aber er blieb dran, wollte es einfach wissen – war bei diesem Erkenntnisdrang und den Prozessen, die dorthin führten, freilich bisweilen kompromiss-, manchmal gnadenlos. Auch Jansons hatte seine Leichen im Keller, in den Anfangsjahren in München war die Fluktuation auf der Leitungsebene ziemlich groß.

Er war ein Allrounder, der fast alles auf gleich hohem Niveau zu interpretieren verstand

Wenn die Musik verklungen war, dann analysierte Jansons oft nicht groß. Er genoss und freute sich am Erreichten, wohl wissend, das nächste Konzert stand schon bald wieder an. Und hörte hinterher, auf langen Autofahrten, zur Entspannung am liebsten

Julio Iglesias! Seine Frau hatte ihm zudem einen Schoßhund gekauft. Der konnte überall hin mit, hielt ihn auf Trab. Dann, wenn die wunderbare Musik verklungen war.

Geboren wurde Mariss Jansons am 14. Januar 1943 in Riga als Sohn des lettischen Dirigenten Arvīds Jansons. Seine Mutter Iraida, eine jüdische Sängerin, brachte ihn in einem Versteck im Ghetto zur Welt. Später wurde ihm das Opernhaus Kinderstube und Wohnzimmer. Die doppelte Ausgrenzung, als Lette und Jude, bekam Mariss Jansons, der 1956 seinem Karriere machenden Vater nach Leningrad gefolgt

war, in den Nachkriegsjahren der UdSSR oft zu spüren. Er konterte sie mit Leistung, mit dem Willen, zu glänzen.

In Leningrad, wo er die Musikschule und das

Konservatorium besuchte, prägte ihn der legendäre, auch legendär strenge Jewgeni Mrawinski, dem sein Vater bei den Philharmonikern assistierte, 1969 ging er nach Wien, wo er seine Ausbildung bei Hans Swarowsky und Herbert von Karajan fortsetzte, die



ihn beide ebenfalls stark beeinflussten. Russische Disziplin und deutscher, rotgoldener Glanz, das verband er auf das Beste.

1973 wurde Mariss Jansons, wie sein Vater zuvor, stellvertretender Dirigent der Leningrader Philharmoniker. Bis zuletzt behielt er seinen Wohnsitz in St. Petersburg, in der dortigen Philharmonie fand nun auch die Trauerfeier statt, begraben wurde er neben seinem Vater auf dem Wolkowo-Friedhof.

Von 1979 bis 2002 war Jansons Chefdirigent der Osloer Philharmoniker, die er zu einem Spitzenorchester formte und mit denen er für die EMI eine Vielzahl gewichtiger Aufnahmen einspielte. In den Neunzigern weitete Mariss Jansons seine internationalen Aktivitäten aus, war regelmäßig beim London Philharmonic Orchestra zu Gast, stand 1997 bis 2004 dem Pittsburgh Symphony Orchestra vor. Hier folgte er auf Lorin Maazel, wie auch 2003 beim Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks. Aufbauend auf Maazels exzellenter Orchesterarbeit, machte er beide Klangkörper weicher, flexibler, leitete die Musiker stärker zum Aufeinanderhören an.

Wie überhaupt die Symbiose mit der Münchner Elitetruppe eine sehr besondere war. Mariss Jansons musste keine Eröffnungs-, Open-Air-, Neue-Musik- und Familienkonzerte dirigieren, konnte eine Vielzahl von Live-Mitschnitten auf dem Sender-eigenen CD-Label veröffentlichen und setzte sich vehement für den Bau einer neuen Konzerthalle ein. Von 2004 bis 2015 stand er zudem dem Amsterdamer Concertgebouworkest vor, wohin er seither auch von Zeit zu Zeit zurückkehrte.

So wurden in seinen späten Jahren, als er nur noch wenige Orchester dirigierte – das Symphonieorchester des BR, Concertgebouworkest, Wiener und Berliner Philharmoniker –, seine Dirigate noch gewichtiger, dabei aber geprägt von einer Leichtigkeit des Handwerklichen, die so schwer erarbeitet war. Die aber auch lässig loslassen konnte, wie seine delikat beschwingten Auftritte beim Wiener Neujahrskonzert 2006, 2012 und 2016 belegten. Und wenn Jansons dann doch an ein Opernpult trat, wie in Amsterdam und in Salzburg mit Tschaikowskys „Pique Dame“ und Schostakowitschs „Lady Macbeth“, dann war sein Dirigierglück – und das des Publikums – vollkommen.

Sein Vater wurde nur 70 Jahre alt, ehe ihn ein Herzinfarkt am Pult niederstreckte. Mariss Jansons wäre es 1996 bei einer „La Bohème“-Aufführung in Oslo fast ähnlich ergangen. Doch sein Musizieren für das Leben, gegen die Endlichkeit, es strahlte stets Zufriedenheit, Freude am eigenen Tun aus. Ohne Hast und ohne Skandale verlief diese Karriere, ohne überehrgeiziges Taktieren, noch nicht einmal mit einem auf den ersten Blick besonders ausgeprägten Persönlichkeitsstil.

Mariss Jansons verfügte über gar kein so riesiges Repertoire, aber er lernte gern dazu. Er hatte sich nie spezialisiert – außer dass er ein wirklicher Experte der Musik Schostakowitschs war, was in seiner Generation noch

eher selten war. Dafür kehrte er mit Freuden zu den großen Werken der Spätromantik zurück. Und er liebte Mozart und Haydn. Er war das rare Beispiel eines Allrounders, der fast alles auf gleich hohem Niveau zu interpretieren verstand; der dabei eigentlich nie Extreme auslotete und einen, soweit möglich, objektiven Blick auf eine Partitur wagte.

Niemals aber klang er routiniert. Ob Jansons Beethoven oder Haydn, Mendelssohn oder Brahms, Tschaikowsky oder Mahler, Rachmaninow oder Strauss, Strawinsky, Schönberg oder Varèse dirigierte – man hatte immer und sofort das Gefühl, dass es so klingen müsse, dass die Proportionen stimmten, dass er die richtigen Schlüsse aus dem skrupulösen Partiturstudium gezogen hatte.

Wir werden ihn vermissen. Aber zum Glück hat er viele und gute Aufnahmen hinterlassen. Hier sind, ohne Vollständigkeitsanspruch, zehn besonders charakteristische:

Schostakowitsch: Die 15 Sinfonien (Warner)



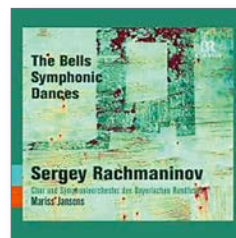
Jansons gewichtigster Werkblock wurde 1988 begonnen und erschien 2005 endlich komplett. Es war eine der letzten Großtaten der Plattenindustrie, mit Zähigkeit den Buchhaltern abgetrotzt. Mit den Philharmonikern aus St. Petersburg, Wien und Berlin, London und Oslo, dem Pittsburgh Symphony und dem Philadelphia Orchestra sind alle ihm wichtigen Orchester dabei. Jansons hatte diese Musik noch sowjetrussisch authentisch mit Zeitzeugen erlebt und daraus seine präzisen Schlüsse gezogen, die oft viel feingeistiger klingen als bei anderen.

Rachmaninow: Sinfonie Nr. 2 (1994, Warner)



Hier muss entschieden gegen Kitschverdacht vorgegangen werden – was Jansons im Verein mit den St. Petersburger Philharmonikern traumrichtig gelingt. Trotzdem zeigt er – ähnlich wie André Previn und Vladimir Ashkenazy – Mut zur Melodie, zum Langsamen, Breiten und bleibt dennoch schlank atmend. Und plötzlich funkelt diese Musik in wissender Melancholie.

Rachmaninow: Die Glocken (2016, BR Klassik)



Und nochmal ein großer Wurf des unterschätzten Rachmaninow. Jansons im Verein mit den vollsatt klingenden BR-Symphonikern samt vorzüglichem Chor disponiert souverän die monströse Form. Dabei gelingt ihm eine sensible Interpretation dieser eigenwillig bannenden sinfonischen Dichtung.

Berlioz: Symphonie fantastique (2001, EuroArts)



Von Jansons' drei Versionen ist der Live-Mitschnitt mit den Berliner Philharmonikern der spontanste, rundeste. Und man kann beobachten, wie er aus diesem Meisterwerk der Instrumentierung das Bestmögliche herauskitzelt und -bohrt. Hier entwickelte Mariss Jansons gern auch zirzensische Qualitäten, was ihn nicht daran hinderte, die Szene auf dem Land mit möglichst pastoralen Englischhorn-/Oboenruhe zu gestalten.

Haydn: Sinfonien Nr. 100 u. 104, Sinfonia concertante (2006, Sony)



Jansons hat – wie jeder gestandene Dirigent – die Sinfonien von Haydn und Mozart zur Grundlage seiner Klangkultur und seines Ideals vom Zusammenspiel erklärt. Leider hat er nur wenige von ihnen aufgenommen. Witz und Wirbel und Haydns Unverfrorenheit sind hier – durchaus historisch informiert – in schnellen Tempi erlebbar. Solches wusste er dann ebenso in der Weiterverwandlung der Brahms'schen Haydn-Variationen umzusetzen.

Schostakowitsch: Lady Macbeth von Mzensk (2006, Opus Arte)



Er dirigierte so gerne Oper, aber den Probenprozess empfand er als zu anstrengend. Doch zum Glück wurden

einige spätere Musiktheater-Ereignisse mit Jansons festgehalten. In der nüchtern-spröden Inszenierung von Martin Kusej durchglüht er mit dem Concertgebouworkest diese oft brutale Partitur umso mehr. Eva-Maria Westbroeck ist eine frauliche Titel-Antiheldin.

Tschaikowsky: Pique Dame (2017, cMajor)



Jansons war ein nüchtern-klangstrategischer Tschaikowsky-Dirigent. Qualitäten, die sich auch in dieser intelligenten, vielschichtigen, die Komponisten-Vita miteinbeziehenden Inszenierung von Stefan Herheim zeigen: eine echte Sternstunde der Rezeptionsgeschichte dieses reichhaltigen Werkes, das an der Niederländischen Nationaloper in jeder Nuance ausgelotet wurde.

Mahler: Sinfonie Nr. 2 (2018, BR Klassik)



Sentimentalität und Weltschmerz waren nie die Sache von Mariss Jansons. Aber Trauer, Trotz, Tiefsinn und das Ausloten des Universums, soweit es Klang wird. Wie in Mahlers kosmischer Zweiter. Hier steigt er wirklich aus dämmrigen Grüften bis zur alles überwindenden Klopstock-Auferstehung. Großartig ist da disponiert, ausgehört und von den vereinten BR-Kräften umgesetzt in Klang.

Strauss: Rosenkavalier-Suite (2019, BR Klassik)



Richard Strauss war eine feste Größe in Jansons Repertoire. Aber auch hier galt: Analytik geht vor Überwältigung, Dezenz ist besser als ein fetter Klang. Der Genießer, der in schönstem Kolorit Maß zu halten versteht, er tritt herrlich cinemascope-opulent, dabei strukturelegant in diesem „Rosenkavalier“-Extrakt auf. Und er weiß sich im Walzer-Rhythmus beschwingt zu wiegen, loszulassen, zum Tänzer zu werden.

Sibelius: Valse triste (1993, Warner)



Das liebste Zugabestück des Mariss Jansons, dem er höchste Sorgfalt angedeihen ließ. Hier zu hören in den frühen Oslo-Tagen. Er bringt die scheinbar so simple, mollleuchtende Sibelius-Musik zum atemlosen Schweben, transzendent verklärt. Ein Farbspiel nuancierter Streicherbewegungen, minimalistisch aufgefächert. Entspannt, doch exakt. Und wenn es vorbei ist, möchte man es gleich noch einmal hören. ■